

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

261 (10.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Theater und Musik

Badisches Landes-Theater

Zweites Sinfonie-Konzert

Wir leben in der Periode der Reflektion — von einem Zeitalter läßt sich nicht mehr reden. Sie ist Bedürfnis geworden, sie hat sich überall hineingewängt. Der Konsument hat ihre Unkosten zu bezahlen. Auch in der Kunst hat sie festen Fuß gefaßt. Der Manager, der Agent, der Kunstkonsument hat auch hier die Kosten zu tragen. Die Reflektion kommt aus Amerika. Auch Dufolina Gianini kommt aus Amerika. Ihre Biographien bringen ihren Stammbaum bis ins dritte und vierte Glied, und sonst gar mancherlei, Reflektionsmäßig widerlicher Art. Gewiß: die Trommel muß gerührt werden. Viele Künstlerreflektion war in der vorkriegszeitigen Zeit gang und gäbe. Dann schwebte sie eine Weile. Und nun ist sie wieder nötig geworden, denn jene Publikumsfähigkeit hat in den Konzerten wieder die Oberhand gewonnen, die nur durch Reflektion auf Kunst gelöst werden kann. Das man nicht zu viel Reflektion von der Kunst der Dufolina Gianini gemacht? Sie sang Schubert deutsch und Mozart und Bellini italienisch. Ihr Programm bestand aus einem Lied und zwei Opernarien. Die Künstlerin kann wohl deutsch viel besser, als das Karlsruher Publikum italienisch, von dem es kein Wort verstand, weil der Text auf dem Programm fehlte. Es blieb also dem Hörer, der nicht beugeln wollte, nichts anderes übrig, als sich an der Schönheit der Stimme und ihrer Kultur schadlos zu halten. Dufolina Gianini war sichtlich indisponiert, der quellreine Klang, der Schmelze, die Beglückung, das Seidenweiche, das diese umfangreiche Stimme haben kann, litt durch die leichten Schleier, die über der Stimme lagen. Reflektion muß man die Kultur dieser Stimme bewundern. Der Ton trägt, er ist anfänglich etwas unruhig, bis er sich eingelebt hat, dann nimmt er an Volumen zu, ist in allen Registern gleich, die gleiche Kraft und wird im gleichen Stützgrad durchgehalten, so wie es der Notenwert bedingt. Die Heldin, die Chromatik, werden von dieser Stimme mit der Klarheit und Reinheit eines Saiteninstrumentes wiedergegeben, sie schienen sich aneinander wie Perlen an einer Kette, nur fehlt ihnen der Glanz und das Leuchten. Die Künstlerin zeigte an den italienischen Arien, an Bellini mehr als an Mozart, die Universalität ihres Stimmgebäudes. Abgesehen von wenigen Kennern des Belcanto werden wohl die meisten Hörer des vollbesetzten Hauses bedauert haben, daß die große Gesangskünstlerin nicht eine Reihe Orchesterlieder auf ihrem Programm stehen hätte, denn zweifellos singt Dufolina Gianini mit einem spontanen sicheren Instinkt für das absolute Richtige. Schon ihre Persönlichkeit besticht, sie ist jeder Effekthaserei abhold. Vielleicht dürfen wir sie einmal auf der Bühne begrüßen, in richtiger Distanz vom Orchester, das auf seinem Konzertpodium ihrer Stimme keine günstige Resonanz gab.

Musikergesellschaft "Bilder einer Ausstellung" eröffneten den Abend. Der abends von der Welt in einer eigenen Welt lebende Rufte hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert sich zu dem Bewusstsein seiner revolutionierenden Gesinnungsgenossen durchdrungen: „das das Wesen der Musik nicht in formaler Schönheit liegt, sondern in der Wahrheit des Ausdrucks“. Die für Klavier gelegten „Bilder einer Ausstellung“ verlangen ordentlich gefaßt zu werden. Es gibt eine Reihe von Bearbeitungen. Hier hat man sich an der Ravellischen Instrumentierung entschlossen. Sie ist farbenprächtig, nur am Schluß wirkt sie monoton, sie ist zu pomphaft feierlich, das Original wirkt elegant, während die Bearbeitung sich in Transparenz, übersteigerten Heroismus nicht genug tun kann. Generalmusikdirektor Krups sorgte vor allem nach der klangerfüllten Seite hin dem Werk eine fröhliche Gestaltung zu geben.

Mit der 6. Sinfonie von Brahms schloß der Abend ab. Man hätte dieser aus den erlebnisreichsten 2. Desennien geborenen Schöpfung Brahmsens eine seelentiefere Ausdeutung gewünscht. Um dieses Werk ganz zu erfassen, muß man in des „Dichters Lande“ gehen. Seine damals „schabartige Rhapsodie“ fügte sich nur der Form,

seinem Herzen war es, wie Bülow schreibt, nicht darum zu tun, Zugeständnisse zu machen. Selbst im ionisch gefassten dritten Satz bricht die schwerwiegende leidenschaftliche Klage durch. Von der Stimmung dieses Satzes muß der Dirigent ausgehen, um die in Brahms'schem Sinne „romantische Gemütsstärke“ dieser auf Westböden höher stehenden Sinfonie erfassen zu können. Niemand mit Arbeit überhäufte Kapellmeister haben natürlich nicht die Zeit, sich mit dem Partiturstudium einer Brahms'sinfonie zu befassen, wie dies Bülow, Nitsch, Reger oder Steinbach taten, die dann auch in der Lage waren, ideale Wiedergaben zu ermöglichen. Generalmusikdirektor Krups muß sich auf spontane Beeinflussungen und Eingebungen beschränken, er muß zu großen Expre-

ssivos seine Zuflucht nehmen, darunter leidet aber dann die Lieblichkeit des Aufbaues, die Ruhe der Linie wird gestört, es leidet die „Innigkeit des fantastischen Fortschritts“ und dadurch wird das Gesamtbild des ganzen Wertes in Mitleidenschaft gezogen.

Gedanken-Splitter

Von Erik Komeo, Karlsruhe
Mancher weint beim Abschiednehmen,
Sitzt sich ganz dem Schmerz hin,
Doch, was sind sie wert die Tränen?
Aus den Augen aus dem Sinn!

Volksbühnentagung in Pforzheim

Die Theatergemeinde Volksbühne unserer Nachbarstadt Pforzheim veranstaltete am Samstagabend anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens im hiesigen Saalbau eine feierliche Festtagung, zu der sich wenigstens 1500 Menschen einfanden. Der Ortsverein selber zählt 1800 Mitglieder, eine solche Ziffer angelegentlich schätzen. Die Volksbühne ist gerade in der Goldgrubeindustrie, die Profiteure genießt, wenn man ihm als Ausländer für solch großes Verfehlen der Weisheit des deutschen Arbeiters auch mildernde Umstände zubilligen muß, so wundert man sich doch, daß seinem scharfen Feldbernauge eine so gemaltene Organisation wie die Volksbühne völlig entgehen konnte, die der idealgerichtetsten Mentalität des deutschen Proletariats das beste Zeugnis ausstellt. Da die Mitglieder der Volksbühne sich die Beiträge für ihren Theaterbesuch hauptsächlich vom Munde absparen müssen, sollte man mit mehr Achtung von der Kulturgenussung der kleinen Leute sprechen, die trotz Lohnabbau und Erwerbslosigkeit noch den monatlichen Beitrag für selbige Zahlung aufbringen.

Diese Gedanken kamen auch in den Anträgen des Abends zum Ausdruck. In der ersten Rede der Ortsgruppe, Herr Bader, die Vorsitzende, unter denen er den Vertreter des Kultusministeriums, Herrn Oberstaatssekretär Hofmann, den Vorsitz des Gaus Baden-Pfalz und den Vertreter der Volksbühne Müllersberg besonders nannte. Rechtsanwältin Dr. Fischer-Mannheim als Bezirksvorsitzende betonte die kulturelle Bedeutung der Volksbühnenarbeit und sollte der Pforzheimer Gruppe warme Anerkennung für das bisher Geleistete.

Es folgte als geistiger Höhepunkt des Abends ein Vortrag des Generalintendanten Gustav Hartung vom Hessischen Landes-Theater in Darmstadt über das Thema „Das Theater in unserer Zeit“. Herr Hartung, dem man eine scharfe Einsicht in den Klassencharakter unserer feudalen und bürgerlichen Theaterkunst und starke innere Verbundenheit mit dem künftigen Theaterbau und starken räumen darf, schätzte die grundlegenden kulturellen Unterschiede des Provinztheaters und der Großstadtbühnen klar heraus. Er stellte die Kunst in die Nähe der Religion und begründete die Einflüsse gerade der unteren Schichten des Volkes auf die Gestaltung des Theaters. Nur das Volk könne der Theaterkunst eine feste Basis geben, ein fruchtbarer Gedanke, den übrigens auch Gerhart Hauptmann bei den Heidelberger Festspielen einmal geäußert hat.

Die warmherzigen Ausführungen des Herrn Hartung fanden das Ohr der Zuhörer, die den Redner mit starkem Beifall lobten. Die Veranstaltung war in einem hochbedeutenden musikalischen Rahmen eingebettet, den das Symphonie-Orchester Pforzheim unter der fassen und feinfühligsten Führung seines Dirigenten, Herrn Richard Wagners, mit schönem Erfolg bestritt. Wir hätten auch die Soubrette-Quartette und zum Schluß die hochpoetische letzte Symphonie (Pastorale) von Beethoven.

Die Tagung des Bezirks Baden-Pfalz des Verbandes deutscher Volksbühnenvereine. Die Tagung, die im Restaurant „Kaiserhof“ stattfand, war gut besucht. Unangenehm fiel die Engherzigkeit der Pforzheimer Stadtverwaltung auf, die von der Besetzung keine Notiz nahm, nachdem sie sich auch am Samstagabend nur durch den hiesigen Schuldner im Saalbau hatte vertreten lassen. Nach den Besprechungsworten des Bezirksvorsitzenden Dr. Fischer entledigte sich Bezirkssekretär Krämer seines in allen Teilen wohlgelegenen und mit Aufmerksamkeit entgegenkommenden Geschäftsberichts. Wir erwähnen daraus, daß es der Volksbühne im verflochtenen Jahr trotz der Schwere der Zeit gelungen ist, bei kleinen Zuschlägen den Kernbestand der Mitgliederzahl zu halten. Die Volksbühne mußte heute im Bezirk 18.000 Mitglieder; sie hat im abgelaufenen Geschäftsjahr 234.000 Theaterplätze besetzt und dafür 328.500 Mark an Einnahmen erzielt. In diesen Zahlen spiegelt sich am deutlichsten die kulturelle Bedeutung der Volksbühnenbewegung aus. (Die Karlsruher Ortsgruppe schneidet mit einem Bestand von 4100 Mitgliedern im Gesamtbild recht erfreulich ab.) Redner behandelte noch die Verhältnisse des Frankfurter Künstlerzentrums, die Frage des Films, der Gewinnung der Jugendlichen und die Behandlung der Erwerbslosen. Lebende Ermahnung fand das alte Einnehmen der Volksbühne mit dem hiesigen Unterrichtsministerium, besonders Herrn Oberstaatssekretär Dr. Wial. Auf die drohende Möglichkeit von Abbaumassnahmen von Verbandseinstellungen wurde hingewiesen, worauf in der Diskussion die eine mäßige Meinung auftaucht, daß die Aktion des Herrn Krämer dem Bezirk unbedingt erhalten bleiben sollte.

In gedrängter Kürze erfaßte nun Herr Dr. Jakob den Kaiserhof, der ein zufriedenstellendes Bild zeigt, und dann Theater in längerem, formvollendetem Vortrag über die „Kulturarbeit der Arbeiterbühnen“. Die für den Laien besonders instruktive Darlegungen, die eine lebendige Schilderung des Arbeitsumfeldes und Schwierigkeiten des Wanderbühnenbetriebes gaben, stießen in folgender einflussreicher angenommenen Resolution:

„Die anfänglich des zehnjährigen Bestehens der Theatergemeinde Pforzheim in Pforzheim tagende Bezirksversammlung des Bezirks Baden-Pfalz des Verbandes deutscher Volksbühnenvereine richtet an alle öffentlichen Stellen in deutscher Sprache den dringenden Appell, über der Notwendigkeit der Förderung für Werkstätten und Werkstätten in Ländern, Städten, Kreisen und Gemeinden die ebenso notwendige Förderung für die kulturellen Bedürfnisse und das Bildungsniveau des Volkes und die schöpferische Produktion der Kunst nicht zu vergessen und zu vernachlässigen.“

Nachdem zuletzt noch der bereits amtierende Bezirksvorsitzende in einem Wiedergewähltem worden war, schloß Dr. Fischer die harmonisch verlaufene Versammlung mit Worten des Dankes für die Teilnehmung und mit dem Ausdruck der Zuversicht für die weitere Entwicklung der Volksbühne.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

33 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

„Am jedes Mißverständnis auszukübeln, übergebe ich Ihnen die Forderung der „Union“ schriftlich.“ Brouca verfenkt seine Schmeidefaust in die Klotzschneide und holt ein Schriftstück hervor.

„Das Präsidium der „Union“ glaubt der Regierung den Kurs vorzuschreiben zu dürfen? Sagen Sie bitte Herrn Brandt, daß ich ultimative Forderungen mit Entschiedenheit ablehne.“

Brouca steht da wie ein Betonblock. „Neun Millionen können schwerer wiegen als alle Regierungen Europas.“

Saint Brice trommelt, überlegen lächelnd, auf die Tischplatte. „Die Machtmittel des Staates sind hinreichend, das Land nicht nur gegen äußere Feinde zu schützen, sondern auch gegen innere Widersacher.“

Dem alten Gewerkschaftler glänzt ein heiseres Bild zwischen den zerkrümelten Lidern. „Bis zwei Uhr nachts erwarten wir Antwort.“ Er wackelt ohne Berührung zur Tür hinaus.

„Unabhängig machen!“ bricht jetzt Humette los. „Wollen Sie eine Nebenregierung dulden? Die Leute gehören hinter Schloß und Riegel!“

Saint Brice läßt sich langsam und müde auf einen Stuhl fallen. „Ich möchte es nicht auf mich nehmen, in untrügender Situation Gewaltmaßnahmen zu ergreifen. Tatsachen sind nicht fortzuleugnen. Brandt stellt eine Macht dar. Wenn wir ihm nur ein Haar krümmen, bekommen wir die Massen auf den Hals. Der Mordanschlag hat das Blut schon genügend erhitzt!“

Der Generalstabschef kommt mit maskenhaft unbeweglichem Gesicht vom Fenster her. „Geben Sie mir bitte eine klare Antwort auf meine klare Frage, Baron. Haben Sie die Möglichkeit eines Krieges ernsthaft in Ihre Kalkulation einbezogen oder ist das Auftrumpfen der Regierung nur taktisches Manöver? Im letzteren Fall könnten wir uns den kostspieligen und bedenklichen militärischen Apparat schenken.“

Germaine spricht auf und läßt höflich durchs Zimmer. „Darauf kann kein Mensch eine feste Antwort geben, General! Wir sind von unserem Gegenspieler Capponi abhängig. Politisch ist die Kunst, eine Schlacht zu gewinnen, ohne das Volk ins Feuer zu führen. Ich werde jetzt sofort alle Kabinettsmitglieder von dem unerhörten Ultimatum der „Union“ verständigen.“ Mit jugendlichen Schritten eilt er auf den Korridor hinaus.

Aubinet lächelt respektlos. „Die Russen haben ein Sachwort: Raß! Ich den Pels, aber mach mich nicht naß!“ Er neigt sich aus seiner Turmhöhe herunter und zeigt eine starke Grimasse. „Zum Schluß, wenn alles schief geht, wenn wird es in die Schuhe geschoben?“

„Uns Soldaten natürlich! Wie üblich!“ Humette flümmert hinaus.

Aubinet folgt ihm langsam, über alle Menschen, die draußen auf dem Gang an ihm vorüberziehen, wie über Bagatellen hinwegsehend.

Germaine ist seit einer Stunde auf der Suche nach dem Ministerpräsidenten. Jetzt sieht sie ihn endlich die Treppe herunterkommen.

„Ich will Sie nur drei Minuten sprechen, Baron.“

„Verzeihen Sie, meine Liebe, Sie sehen ja den Beizeckel, der dirigiert sein will.“ Er neigt sich nach unten. „Haben Sie ihn gesprochen?“

Germaine macht ein hoffnungsloses Gesicht. „Worum haben Sie seine Demission nicht verhindert?“

„Ich kann in meinem Kabinett keinen Diktator dulden!“ Er sieht Germaine in eine Gananzüge. „Welchen Eindruck haben Sie von ihm? Trauen Sie ihm zu, daß er die Lage zu einem Machtsturz ausbeutet?“

Germaine berührt den Arm des Greises und sagt entschlossen: „Wenn Sie ihn dazu zwingen, weicht er bestimmt nicht aus! Wollen Sie nach zwei Fronten kämpfen? Gegen Capponi und gegen Brandt? Sind Sie heute durch Paris gegangen? Nirgendes entdecken Sie einen Funken Begeisterung für einen Krieg, außer bei halbwegsigen Jungen. Brandt hat recht: wir können unser Todesurteil nicht selbst unterschreiben!“

Saint Brice zieht höflich die Lippen zusammen. „Werden Sie auch fahnenflüchtig, Gnädigste?“

„Es handelt sich nicht um mich“, versetzte sie lebhaft. „Frankreich hat andere Aufgaben als die, sich für den Balkan aufzuopfern. Glauben Sie denn, daß Sie morgen in der Kammer eine Mehrheit für Ihre Politik gewinnen? Das wäre entsetzlich!“

Der Ministerpräsident knöpft ungeduldig seinen Rock auf und zu. „Ob man mich morgen in der Kammer belächelt oder stützt, ist für meine Entschlüsse ohne Bedeutung. Jetzt fehlt nur noch, meine Liebe, daß Sie mich mit Hinweisen auf den Bürgerkrieg zum Grinsen bringen! Ich würde nicht bloß werden, weil vielleicht ein paar hundert Köpfe toten müßten. Vermutlich genügt schon ein Kopf, der fällt!“ Er berührt flüchtig Germaines Hände und schreit, seine Schultern hochziehend, rasch den Korridor hinunter.

Germaine läßt sich über Treppen und Gänge treiben. Stimmengewirr umfließt ihre Ohren. Auf Schritt und Tritt fliegen drei Worte wie Bälle durch die Luft: Capponi-Saint Brice-Brandt. Als wenn das Schicksal aller Völker in diesen drei Namen beschloßen läge. Es genügt, wenn ein Kopf fällt. Mit welcher Kaltberzigkeit Saint Brice das sagte! Der Kopf Leon Brandts! Germaine daht in dieser Minute den Gehirnenischen Saint Brice. Sie steht plötzlich vor der Tür des sozialistischen Fraktionszimmers. Sie sieht in raschem Entschluß ein Notizbuch aus der Handtasche, reißt ein Blatt heraus und schreibt, die Hand als Unterlage benutzend, hastig die Worte: „Ich muß Sie zwei Minuten sprechen. Ihre G. de B.“ Sie drückt den Zettel einem vorübergehenden Diener in die Hand. „Bitte Herrn Brandt persönlich abgeben!“

Sie muß lange warten, endlich öffnet sich eine der Türen. Sie

erblickt Brandts abgepanntes Gesicht. Lächelnd sieht er sie ins Zimmer.

„Verzeihen Sie, Herr Brandt.“ Sie schiebt seine Hand in der Hand.

„Kann ich Ihnen einen Dienst erweisen?“ fragt er freundlich.

Sie leuchtet ihn mit warmen Augen an. „Das schreckliche Attentat heute mittags... ich bin tief erschüttert — und glücklich, daß Sie unverletzt sind.“

Brandt erwidert mit leiser, müder Stimme: „Die Bevölkerung ist aufgereizt, ohne Maß und Beherrschung. Der arme Teufel, der mich umbringen wollte, hat der Sache einen schädlichen Dienst erwiesen. Bis zum Ausdruck blutiger Unruhen war es nur noch ein kleiner Schritt!“

„Sie reiben sich auf in diesem Kampf.“

Er zuckt mehrmals die Achseln.

„Ich muß Sie warnen! Saint Brice läßt Sie kalten Blutes erschließen, wenn Sie versuchen wollten, durch ein hochparlamentarisches Unternehmen...“ Sie stockt und blickt nach dem letzten Wort.

„Bitte weiter zu sprechen“, fordert er sie in plötzlicher Schrecklichkeit. „Wer macht sich des Verrotts Schuldig? Leute, die die Zerrücktheit der Nation als vorvolles Ziel betrachten oder ich, der ich allerdings entschlossen bin, den großen Anschlag auf Frankreich abzuwehren! Ich habe zehn Jahre so viel Schimpf auf meinen Buckel geladen, daß ich mich an die Last längst gewöhnt habe. Sagen Sie Herrn Saint Brice, daß sein Kopf verhängnisvoller bedroht ist als der meine! Wir haben es bis zum Hals heraus jact, ewige Kandidaten des Völkerschicksals zu sein. Ich bedauere, Frau von Bassancourt, daß Sie mich so gering einschätzt, Herr Saint Brice, Ihr Auftraggeber, hat sich getäuscht, als er Germaine de Bassancourt als Parlamentär zu mir schickte, um mir eine unwürdige Kapitulation abzuschmeißen!“

Seine Rücksichtslosigkeit macht sie stumm und wehrlos. Sie hat das Gefühl, plündernd vor dem Mann zu stehen, zu dem sie doch nichts anderes trieb als die Hilfsbereitschaft ihres Herzens, das auf seine Rettung bedacht war.

Endlich sagt sie herb und abweisend. „Ich hatte Ihre Gerechtigkeit immer in besonderer Nähe bewundert. Die Kränkung, die Sie mir auflagen, will ich der aufrechten Situation zugutehalten, in der wir alle uns befinden. Sie dürfen aber getrost glauben, daß ich heute mittags und jetzt zu Ihnen kam, nicht um Ihnen Falsch zu stellen oder Ihnen eine unwürdige Kapitulation abzuschmeißen. Ich wollte Sie nur warnen, die Talkraft der Regierung zu gering anzuschlagen.“

Brandt prüft lange in ihr helles Gesicht. Streckt sich ihm hier ein Herz entgegen, veranlagte in Sorge um sein Wohl und Weh? Warum geht er nicht hin und legt seinen zerquälten Kopf in ihre Hände?

„Mein Wille kann nicht dori aufhören, wo Saint Brice Balonette und Gummiknüvel aufbaut“, sagte er unbuldant.

„So unerträglich sind Sie...?“

(Fortsetzung folgt.)